

Manuel Aicher

Das Paradies und seine Grenzen

Das Christentum hat uns den Glauben vermittelt, das Paradies sei ein Ort weit ab der Erde, an dem der Mensch sich vor langer Zeit einmal befunden habe, aus dem er durch Fehlverhalten von Gott vertrieben worden sei und in das er nach seinem Tod zurückkehren werde, wenn er sich gemäss gewisser Normen verhält. Wie auch immer das Paradies auch inhaltlich verstanden werden mag, es ist immer zweierlei: An einem anderen Ort zu einer anderen Zeit.

Nun kommt es vor, dass Menschen sich unversehens in einem Zustand wieder finden, den sie als paradiesisch bezeichnen oder als Paradies. Das muss einen stutzig machen, denn sie befinden sich ja dann an keinem anderen Ort und zu keiner anderen Zeit. Sie sind immer ganz da, wo sich ihr Körper befindet und auch immer in der aktuellen Zeit. Wie soll das gehen? Dazu kommt, dass dies auch Menschen passiert, die keine Christen sind. Es scheint also trotz der christlichen Vorstellung, dass wir in der Zeitspanne unserer Biographie nie im Paradies (gewesen) sein können, eine zumindest vage, manchmal klare Vorstellung davon zu herrschen, was das Paradies sei und was dort vorzufinden sei. Woher kommt diese Vorstellung? Ist sie nur kulturell, religiös vermittelt? Oder sind es eigene Erfahrungen oder Erinnerungen daran?

Wenn wir die Erfahrungen, die als paradiesisch bezeichnet werden, einmal genauer untersuchen, so können wir zunächst einmal feststellen, dass wir unterschieden können zwischen paradiesischen Orten und paradiesischen Zuständen. Die paradiesischen Orte werden meist in der Natur wahrgenommen, mit vielen Pflanzen und Tieren. Mir ist noch niemand begegnet, der eine öde Wüste als Paradies bezeichnet hätte oder ein Autobahnkreuz oder ein Stahlwerk. Warum? Irgendwie geht es darum, dass die paradiesischen Orte angenehme Gefühle hervorrufen und unangenehme ausschliessen oder von ihnen ablenken. Und wenn wir einmal die Zustände genauer betrachten, die wir als paradiesisch bezeichnen, so erkennen wir, dass sie zwei Dinge gemein haben: Sie sind objektiv frei von Bedrohung unserer Existenz (oder positiv formuliert: es ist alles da, was wir brauchen) und subjektiv frei von Ängsten, also der Vorstellung von derartigen Bedrohungen. Was positiv im Paradies wahrgenommen wird (Liebe, Fülle, Nahrung, Wärme, Berührung, ...) scheint dabei mehr zu variieren als das, was abwesend sein soll.

Damit sind wir bei einem interessanten Thema angelangt, nämlich der Grenze des Paradieses, also der Frage, was als innerhalb und was ausserhalb wahrgenommen (oder besser gesagt vorgestellt) wird. Wenn wir einmal auf der äusseren Ebene anfangen, findet man in der noch so perfekten Vorstellung eines paradiesischen Ortes, auch wenn noch so viel Natur darin enthalten ist, selten Haie oder Wölfe, die einen von aussen fressen können, noch Maden oder Parasiten, die dies von innen könnten. Doch sich mit derartigem aufzuhalten, ist langweilig, weil der Mensch heute (zumindest im Abendland) in einer Welt lebt, die von derartigen Bedrohungen frei ist oder durch die Medizin frei gemacht werden kann. Und wenn Autos im Paradies überhaupt auftauchen, so sind es eher Werkzeuge, die uns schneller und bequemer fortbewegen lassen und nicht solche, die uns überfahren. Interessanter wird es, wenn wir Haie und Wölfe symbolisch sehen, denn dann gelangen wir auf die subjektive Ebene. Und hier scheint das Ausmass an Bedrohung und Angst in keiner Weise zu korrelieren mit objektiven Bedrohungen oder Gefahren. Es macht manchmal fast den Eindruck, dass das Mass an Ängsten eher zunimmt, je sicherer die Welt im aussen tatsächlich wird. Ein eigenartiges Phänomen, das sich eigentlich nur mit innerpsychischen Vorgängen erklären lässt (und mit politischen, denn mit Ängsten lassen sich Menschen leichter manipulieren). Es geht also letztlich um die Frage, was ich subjektiv als bedrohlich wahrnehme und daher Angst davor entwickle. Es macht dann den Eindruck, als sei Angst die Grenze des Paradieses.

Wir können diese Grenze statisch oder beweglich sehen. Als ich ein Kind war, lebte ich einfach in meiner Welt. Diese Welt war alles, sie hatte keine Grenzen. Ich hatte keinen Begriff von Grenzen und auch keinen Begriff davon, dass jenseits eines Radius von vielleicht 500 Metern

auch noch etwas sei. Ich kann mich noch genau an den Moment erinnern, als ich einmal mit dem Fahrrad mit Freunden unterwegs war und wir an einen Waldrand kamen. Wir hatten bereits davor den Randbereich des Waldes erkundet, in dem es immer Spannendes gab. Und plötzlich befand ich mich zum ersten mal auf einem holprigen Waldweg, den ich zuvor nie betreten habe. Es war ein eigenartiges Gefühl: Neuland zu betreten, eine ganz neue Welt, etwas noch nie Dagewesenes in meinem Leben. Das, wo ich mich plötzlich befand, hatte es vorher in meinem Leben nicht gegeben, es war schlicht inexistent. Es gab schon auch Unsicherheit, an richtig gehende Angst kann ich mich jedoch nicht erinnern, dafür an Neugier, die Welt zu erkunden, für mich zu erobern. Es hatte etwas Aufregendes, Erhabenes auch. Es war, wie wenn Kolumbus das erste mal in See sticht, um Amerika zu entdecken. Und das für mich kleinen Pimpf 500 m von meinem Wohnhaus entfernt. Ich habe in diesem Moment, obwohl ich wirklich noch sehr jung war, sehr bewusst wahrgenommen, wie ich das, was meine Welt war, aktiv erweiterte. Das war mir später nie mehr so bewusst wie in diesem Moment, obwohl ab diesem Moment die Erweiterung in ganz anderen Dimensionen voran ging.

Noch einmal: Wir können die Grenzen des Paradieses statisch behandeln: Es bleibt darin, was darin bleibt, und immer draussen, was einmal draussen ist. Wenn wir jedoch mit den Grenzen des Paradieses so umgehen wie ich als Kind mit meiner Welt, ähnlich wie mir das gegangen war, kann ich das als Wachstumsvorgang sehen, in dem ich mehr und mehr dessen, was ich hinter den Grenzen des Paradieses wahrnehme, in das Paradies herein nehme. Auch hier ist eine Parallele: So wie ich als Kind nicht nur keine Ahnung hatte, was hinter der Grenze meiner Welt lag, sondern nicht einmal wahrnahm, dass es überhaupt etwas geben könnte, was ausserhalb lag oder ein ausserhalb überhaupt existierte, so sind viele Dinge von dem, was wir als ausserhalb des Paradieses wahrnehmen, zwar existent, wir nehmen sie aber nicht wahr. Und zwar nur bewusst. Denn unbewusst nehmen wir sie doch wahr, sonst wären sie ja innerhalb des Paradieses, wenn sie keine Bedrohung für uns darstellen würden, vor der wir Angst zu haben bräuchten.

Der Prozess der Erweiterung der Grenzen des Paradieses geht also so vonstatten, dass ich mehr und mehr in die Grenzen hinein nehme. Es ist ein Prozess der Integration, ein Prozess der Auseinandersetzung mit den eigenen Ängsten und damit vor allem ein innerer Wachstumsprozess. Denn das, was uns Angst macht, sind heute kaum noch die realen Bedrohungen, sondern Überbleibsel von Erfahrungen aus frühen Tagen, in denen wir Erfahrungen gemacht haben, die wir als bedrohlich, vielleicht sogar lebensbedrohlich wahrgenommen haben – sei es nun aktiv als Misshandlung oder passiv als Mangel von lebensnotwendigem. und diese Erfahrungen hinterlassen in uns einen vollkommen gesunden Überlebensimpuls: Nie wieder! So sperren wir die Möglichkeit einer solchen Erfahrung aus, halten sie fern, aus unserem Leben und aus dem Paradies. Da wir aber oft die Erfahrung selbst nicht ausschliessen können, vermeiden wir Situationen, in denen wir die Erfahrung vielleicht wieder machen können. Und so gehen wir mehr oder weniger vielen Erfahrungen im Leben aus dem Weg, die uns eben aber auch ganz viel positives geben können, z. B. Nähe zu Menschen, nur weil uns Nähe einmal sehr bedrohlich war oder mit der Erfahrung zurück gelassen hat, dass ein naher Mensch sich abwenden kann.

Wenn wir mehr und mehr als Erwachsene diejenigen Gefühle zulassen können, die uns damals lebensbedrohlich erschienen und auch waren, weil das Kind im Gegensatz zum erwachsenen absolut abhängig von anderen ist, können wir das Gefühl entwickeln, dass es eine schlimme Erfahrung war, diese aber vorbei ist, und das Leben uns nicht in jeder Situation, in der vielleicht eine solche Erfahrung wieder möglich sein könnte, auch eine solche bereit hält, sondern dass die Erfahrung mal so und auch mal ganz anders sein kann. Und ganz anders heisst dann, dass ich neue Erfahrungen machen kann. Dieser stetige Prozess reduziert im Laufe der Zeit Ängste. und er macht eigenartigerweise den Blick auch sehr viel klarer dafür, woher tatsächlich Bedrohungen kommen und woher nicht. Und wir können dann mit einer Seelenstärke, die das Kind (noch) nicht hatte, auch einmal mit Erfahrungen von Verletzung oder Verlust leben, die für uns als Kind überwältigend waren.

Dies bedeutet, dass mehr und mehr unangenehme Gefühle, die ich infolge Überforderung als Kind abgespalten und ins Unbewusste verdrängt habe, bewusst zulassen kann.

Ich sehe dies als eine ständig sich fortsetzende Ausdehnung der Grenzen des Paradieses: Was vorher draussen war, darf plötzlich darin Platz nehmen. Und das hat zwei Auswirkungen: Zum einen braucht das aufrecht Erhalten von Grenzen permanent psychische Energie. Je weniger ich für den Schutz der Grenzen brauche, um so mehr steht mir für andere Dinge in meinem Leben zur Verfügung. Zunehmende Leichtigkeit ist die Folge. Und zweitens: Das Paradies wird ständig grösser. Ich kann das mir räumlich wie ein Land vorstellen, das immer grösser wird. Ich kann es aber auch als menschlichen Zustand sehen: Dann wird es mir immer weniger passieren, dass ich Dinge als Bedrohung wahrnehme, dass ich Mangel wahrnehme, und so lande ich immer häufiger in paradiesischen Zuständen. Auch wenn ich persönlich noch nicht über diese Erfahrung verfüge, so kann ich dies gleichwohl logisch zu Ende denken und mir vorstellen, dass am Ende dieses Prozesses, welches vielleicht kein Mensch in einem kurzen Leben erreichen kann, ein Zustand steht, in dem die Grenzen des Paradieses sich so weit ausgedehnt haben, dass nichts mehr jenseits ist und das Paradies alles umfasst. Dann bin ich permanent im Paradies.

Und plötzlich löst sich die christliche Vorstellung eines Paradieses an anderem Ort zu anderer Zeit auf und ich sehe das Paradies als immer und überall und die Frage, ob ich darin bin, mehr als eine Wahrnehmung der Welt oder eine Haltung gegenüber der Welt und damit letztlich als Frage meiner persönlichen Entwicklung.